



Das Gesetz der zwei Füße

Wer sich langweilt, geht: Open-Space-Konferenzen setzen auf Freiwilligkeit und Selbstorganisation. Im organisierten Chaos sollen neue Lösungen entstehen

Von Vera Kröning

Augen auf! Mit Überraschungen ist zu rechnen!« Das Schild über dem Eingang zum Saalbau in Berlin Neukölln ist ein erster Hinweis: Der Kongress »Kinder in suchtblasteten Familien – Wege aus dem Schatten ins Licht« wird anders ablaufen. Hier soll es keine Vorträge geben, keine Power-Point-Präsentationen, nicht einmal eine Tagesordnung. Stattdessen werden die Teilnehmer die Arbeits- und Zeitplanung selbst übernehmen. Das klingt nach Chaos, endlosen Debatten und viel vergeudeter Zeit.

Diese Sorge hat Michael Pannwitz schon lange nicht mehr. Seit fast zehn Jahren arbeitet er mit der Methode »Open Space«. »Offener Raum« heißt das, oder »Freiraum«. Michael Pannwitz wird den Teilnehmern das Verfahren erklären. Mehr nicht. Den Rest machen sie selbst.

An der Kopfseite des Raums stehen große Tafeln. Kleine Zettel mit Zeitangaben sind darauf geheftet; dazwischen viel freie Fläche. Drei Tage sind mit Programm zu füllen. Ob das klappt? Klaus Kragner, ein älterer Herr im Anzug, ist skeptisch. Er hat von Open Space noch nie etwas gehört und ist nur gekommen, weil er selbst mit

Kindern aus Suchtfamilien arbeitet. Zögernd setzt er sich auf einen Platz im Stuhlkreis.

Während Klaus Kragner mit den anderen Teilnehmern im Kreis sitzt und den Grußworten zuhört, steht Michael Pannwitz in einer Ecke des Raums, fast versteckt hinter einer der Tafeln. Graues Haar, Vollbart, roter Pulli über kariertem Hemd. Das einzig Auffällige an ihm ist sein modernes Headset-Mikrofon. Michael Pannwitz muss sich bewegen können, weil er die Teilnehmer in Bewegung bringen will.

Als die Grußworte vorüber sind, geht er in die Mitte. Langsam schreitet er den Kreis ab und lässt seinen Blick über die Menschen im Saal schweifen. »Schauen Sie sich einmal um«, fordert er die Leute auf. Die meisten gehorchen. Auch Klaus Kragner wendet seinen Kopf nach rechts und links. »Um sich herum sehen Sie über hundert Schatzkammern«, sagt Pannwitz. »Menschen mit rund 5400 Jahren Lebenserfahrung. Vor Ihnen liegt eine komplette Bibliothek von Wissen und Visionen. Hier können Sie auf Schatzsuche gehen. Und Ihre Schätze verschenken.« Die Reaktionen auf diese blumigen Worte sind unterschiedlich. Manche, besonders die Frauen, lächeln ein wenig. Andere, vor allem die

Männer, setzen eine betont unbeeindruckte Miene auf.

Pannwitz erklärt die Grundsätze von Open Space, nach denen in den kommenden Tagen gearbeitet werden soll. Er sagt, dass die, die gekommen sind, genau die Richtigen seien und dass man mit dem Nachdenken darüber, wer sonst noch hätte kommen sollen, nur Zeit verliere. Dass das, was geschieht, das Einzige sei, was geschehen konnte. »Alles, was sonst hätte geschehen können, ist völlig unbedeutend«, sagt Pannwitz, »was hier passiert, ist das Einzige, worum es geht.« Binsenwahrheiten? Mit seinen Sprüchen kreierte Pannwitz eine Stimmung, in der die Teilnehmer die Tage, die vor ihnen liegen, als eine kostbare Zeit wahrnehmen und behandeln sollen.

Bei mehr und mehr Leuten scheint das zu gelingen, als Pannwitz das Gesetz der zwei Füße erklärt. »Wenn ich in einer Gruppe weder etwas lerne, noch etwas beitragen kann, ehre ich die Gruppe durch meine Abwesenheit. Ich suche einen anderen Ort, an dem ich etwas lernen oder beitragen kann. Das Gesetz der zwei Füße ist auch ein gutes Mittel gegen Dauerredner. Um sie herum wird es irgendwann immer leerer.« Kichern im Saal. Klaus Kragner grinst. Nervige Dauerredner kennt auch er.

Nun bittet Pannwitz die Teilnehmer, ihr Anliegen auf gelbe Papierblätter zu schreiben, vorzulesen und eine Zeit und einen Ort festzulegen, wann sie darüber sprechen wollen. Dann verlässt er den Kreis und lehnt sich wieder an die Saalwand.

Ein Mann in grauem Pulli sitzt zurückgelehnt mit übergeschlagenen Beinen und verschränkten Armen da. Er hat seine Stirn in Falten gelegt und kratzt sich zwischen durch immer wieder am Kopf. Aus seiner Haltung spricht vor allem eins: Skepsis.

Eine junge blonde Ärztin lässt sich davon nicht abschrecken. Sie geht in die Mitte und sagt, dass sie eine neue Therapieform vorstellen möchte. Dann heftet sie ihren gelben Bogen an eine Tafel, markiert mit Ort und Uhrzeit. Eine andere Frau möchte herausfinden, wie man die Kinder aus suchtbelasteten Familien erreichen kann. Ein Mann will erarbeiten, wie man Geldgeber anwirbt. Schnell hat sich eine kleine Schlange von Leuten gebildet, die Anliegen vorstellen. Nach einer halben Stunde sind die Tafeln gelb gefüllt mit Angeboten. Michael Pannwitz tritt wieder in die Mitte und bittet die Leute, sich bei den Angeboten einzutragen. Pünktlich um 15.30 Uhr beginnen die ersten vier Arbeitsgruppen. Michael Pannwitz hat jetzt frei.

»Ich habe noch nie erlebt, dass Open Space nicht funktioniert hätte«, sagt er. »Wenn sich die Konferenz mit einer komplexen, dringlichen Frage beschäftigt, die den Menschen unter den Nägeln brennt, kommt immer etwas in Bewegung.« Zu den Grundsätzen von Open Space gehört, dass Menschen aus möglichst allen betroffenen Gruppen kommen. Hier sind es Mediziner, Psychologen, Berater oder Sozialarbeiter, die mit Kindern in Suchtfamilien zu tun haben, aber auch Menschen aus Selbsthilfegruppen und Kinder.

Michael Pannwitz hat schon Open Space-Konferenzen bei der *Deutschen Bahn*, der *Friedrich-Ebert-Stiftung* und der Berliner Stadtreinigung begleitet. Thematisch bereitet er sich auf keine seiner Veranstaltungen vor. »Nicht aus Faulheit«, sagt er lächelnd. »Sondern um den Prozess in der Gruppe nicht zu stören.« Eigentlich könne jeder eine Open-Space-Konferenz begleiten, wenn er die Methode kenne. »Er darf nur kein Experte in dem Gebiet sein, um das es gerade geht«, sagt Pannwitz. »Sonst wird es sehr schwer, nur zu begleiten statt anzuleiten.« Um seine Rolle deutlich zu machen, nimmt er an keiner Arbeitsgruppe teil und setzt sich nie in den Stuhlkreis.

Open Space basiert auf der Selbstorganisation der Gruppe. Deshalb konnte Pannwitz auch schon in Polen und Litauen Tagungen anbieten. Seine Instruktionen

übersetzte ein Dolmetscher, die Inhalte verstand er nicht. Das sei aber auch nicht seine Aufgabe, sagt Pannwitz. Die Idee, außenstehende Experten könnten Lösungen für eine Gruppe finden, hält Pannwitz für überholt. Bei Open Space gibt es keine Hierarchie – verdeutlicht durch den Stuhlkreis, in dem alle nebeneinandersitzen. »Lösungen für Probleme, die die Gruppe betreffen, liegen in der Gruppe selbst«, sagt Pannwitz.

Am Sonntag, zwei Tage später, sitzen zufriedene Menschen im Saalbau Neukölln in der Abschlussrunde zusammen. Eine Frau bemängelt, ihr habe in der Gruppenarbeit ein Moderator gefehlt. Klaus Kragner kann das nicht bestätigen. Er habe intensive und gute Gruppenarbeit erlebt, auch ohne Moderator, sagt er.

Aus manchen Anliegen haben sich Arbeitsgruppen entwickelt, die sich nach dem Kongress weitertreffen oder über ein Internetforum Kontakt halten wollen. Eine Gruppe möchte einen Artikel über Kinder in Suchtfamilien verfassen und ihn an die Lokalpresse senden. Eine andere will ein Netzwerk für Ansprechpartner in Berlin-Brandenburg entwickeln. Rund dreißig Angebote von Initiativen haben sich aus den Anliegen der Teilnehmer gebildet. »Wenn wir nur einen Teil dessen umsetzen, was wir hier entwickelt haben, dann haben wir einen historischen Kongress erlebt«, sagt ein Mann in seinem Abschlusswort. Die anderen Teilnehmer lächeln, manche klatschen Beifall. Michael Pannwitz ist von seiner Saalwand weg an den Kreis herangetreten. Er sieht glücklich aus. ■

Kreative Kaffeepausen

Es ist eine Art Antidepressivum: Open Space verwandelt Nörgler in fröhliche Tatmenschen und weckt in Bedenkenträgern den Tatendrang. Kaum jemand, der eine solche Konferenz miterlebt, kann sich der elektrisierenden Wirkung entziehen. Harrison Owen, auf den die Methode zurückgeht, hält die Verwandlung von Teilnehmern zu Gestaltern, von Zuhörern zu Machern für eine ganz natürliche Reaktion: Menschen, davon ist der Friedensarbeiter überzeugt, wollen gehört werden; sie wollen mitarbeiten können und etwas bewegen.

Vielleicht hat er recht. Schließlich sagen Psychologen, nichts mache so depressiv wie das Gefühl, nichts ändern zu können. Dagegen wirkt das organisierte Chaos des Open Space belebend; es setzt Energie frei. Chaos ist für Harrison Owen denn auch kein negativer Begriff. Im Gegenteil: Chaos, Verwirrung und Konflikt seien unverzichtbare Begleiter lebendiger Systeme, schreibt er in seinem Buch »Raum für den Frieden«. Wo diese fehlen, herrsche nicht etwa Friede, sondern Tod.

Owen hat viel Erfahrung mit Gruppen, Organisationen und Entscheidungsfindungsprozessen. Er war Entwicklungshelfer in Liberia, hat Zusammenkünfte der Anti-Apartheids-Bewegung in Südafrika miterlebt und Treffen zwischen Israelis und Palästinensern begleitet.

Vor dreißig Jahren stieß er auf die Methode Open Space – »ein Kind der Not und ein großer Glücksfall«, schreibt Owen: Nach einer Tagung, die er lange und sorgfältig vorbereitet hatte, bekam er die Rückmeldung, die wichtigsten Gespräche und Ergebnisse seien in den Kaffeepausen entstanden. Owen beschloss, die nächste Tagung ganz anders anzugehen. Es sollte einen Kreis geben, ein öffentliches schwarzes Brett und einen Marktplatz für Ideen: Open Space war geboren. Seitdem sei die Methode »in über 120 Ländern insgesamt 30 000 Mal angewendet worden mit Gruppen von 5 bis 2108 Teilnehmern«.

Als Voraussetzungen für eine fruchtbare Konferenz nennt Owen: Es müsse ein komplexes Problem vorliegen, für das es keine einfache Lösung gibt; in der Organisation sollten Konflikte vorliegen und der Teilnehmerkreis soll möglichst vielfältig sein. Dann habe das Chaos eine Chance. ■ Andrea Teupke

Raum für den Frieden – The Practice of Peace von Harrison Owen ist über den Publik-Forum Shop erhältlich.
Bestell-Nr. 7759